

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 54 (1928)
Heft: 32

Artikel: Die Hammerhand
Autor: Herzogenrath, Alexander
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-461674>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



„Was willst Du, mir gefällt Egon. Sechszylinder, hydraulische Bierradbremsen, alle Schikanen.“

Die Hammerhand

Kürzlich stieß man bei Grabarbeiten im Kanton Schwyz auf das Skelett eines Mannes, dessen Todesart der gerichtsarztlichen Untersuchung keinerlei Anhaltspunkte gab. Schon sollte der graufige Fund der kühlen Scholle wieder freigegeben werden, als sich der Physikus, unter Berufung auf das medizinische Regal, dessen weitere Ueberlassung erwirken konnte.

Was nun aber Professor Tiefdrang so außerordentlich für das Knochengeriüst einnahm, war eine typische Knötchenverdickung innerhalb der ersten Gelenkbasis des rechten Mittelfingers. Den, in dessen Wurzel zum Zwischenglied, wie zufällig sich gebenden Neigungswinkel, hätte ein

weniger geübter Blick auf die Passivität des toten Objekts zurückgeführt. Nicht so Professor Tiefdrang, der die inneren Zusammenhangsänge sofort erfassend, eine ausgedehnte Scharnierverkrüftung konstatierte, die das antagonistische Bestreben zur Geraden wesentlich hatte behindern müssen.

Da nun solch örtlicher Verknöcherungsprozess weniger auf ein vermindertes Resorptionsvermögen des Blutes, wie auf lokalzirkuläre Störungen schließen läßt, dürfte ihm hier als relativ tiefere Ursache eine, die Säfteregulation hemmende Verkümmern der Streckfleze vorausgegangen sein.

Was aber mochte direkt oder mittelbar zur allfälligen Degeneration dieser Sehne geführt haben? Wurde sie irgendwie verletzt durch Schurf, Schnitt, Quetschung oder gar Bloßlegung? Dürften womöglich auch innere Faktoren in diesen Thezenkomplex mitaufgenommen werden? Kann überhaupt dieses elende Knochen-

fragment noch exakte Schlüsse auf die pathologische Natur seiner längst abgefaulten Aufsichtsorgane zulassen . . . ?

Wohl erinnerte sich der Gelehrte analoger Verknöcherungen, zumal auf Seiten der animalischen Repräsentanz der bekanntlich schon an sich nicht wenig gehügeltten Schweiz begegnet zu sein; doch war er immer wieder versucht, diesem Vorkommen den Charakter einer sogenannten Handwerkschwielen beizumessen — entfiel ihm aber mit dem besten Willen keines aktuellen Berufes, der eine formale Abweichung solchen Grades annähernd verständlich hätte machen können.

Sicherlich — so kalkulierte er tiefinnig — dürften stärkere durch Werktaetigkeit bedingte mechanische Dauerreize die betroffenen Muskel- und Knorpelpartien zu einer entsprechend abdickeuden Gewebewucherung anregen, aber doch kaum das konstruktive Gleichgewicht der festen Knochenrinde wesentlich erschüttern. Hier müßten denn schon eher menschlich-phy-

ZÜRICH!?!?!

HELMHAUS-
CONDITOREI-CAFÉ
HEGETSCHWEILER

fische Maximalkräfte in einem fortgesetzten Druck, Schlag oder Stoß mehr elementar wie berufsmäßig zum Ausdruck gekommen sein. Oder dürfte womöglich gar Vererbung . . . Atavismus . . . ?

Professor Tiefdrang gilt nicht umsonst auf dem delikaten Wissenschaftsgebiet der progressiven Erblichkeit als absolut bahnbrechender Gelehrter. Auf der Erfahrungstatsache fußend, daß erworbene Eigenschaften im Gegensatz zu konservativen, oft erst nach mehrmaligem Generationswechsel wieder in ihr mobiles Stadium treten, sah er sich auch dem heutigen Problem überraschend nähergerückt. Seine sich nachgerade zur Ueberzeugung verdichtende These, vorliegende Erscheinung als Erbmoment einer, vielleicht um Jahrtausende zurückliegenden, rein periodisch sich auswirkenden Grundursache bewerten zu müssen, gewann zusehends an wissenschaftlicher Fundation.

Vermutlich — so folgerte er des weitern — bedienten sich in fernem, vorgeschichtlicher Vergangenheit besonders muskulöse Urbäter der heutigen Eidgenossen ihrer rechten Hand nach Art eines Hammers, um damit — jeglicher Kulturwaffe bar — ihrer Jagdbeute, wie auch menschlichen und tierischen Feinden den Schädel einzuschlagen.

Mit fast schadenfrohem Schmunzeln gedachte er jetzt eines „prähistorischen“ Fundes, den kürzlich der Abbruch einer Alpbütte im Berner Oberland zutage förderte, und der jene ähnliche Anomalie aufwies — aber von seinen, natürlich alles besserwissenden Herren Kollegen, für das gicht- oder rachitisdeformierte Kleinfingerglied eines vorjüngtlichen Anthropoiden gehalten wurde. Mögen nun die Schlauberger bald umso präzisere Schlüsse über das Zustandekommen der Selbstsucht ziehen!

Schon wenige Tage später referierte der eifrige Gelehrte in einem halböffentlichen Vortrag: „Die Hammerhand,“ über das erfreuliche Ergebnis seiner intensiven Forchtätigkeit.

Die Aula war bis auf ihren letzten Stuhl besetzt, und eine andächtige Stille knüpfte unsichtbare Fäden zu Empfangsantennen, die zumal jäh und schrill zerrißen unter dem begeisterten Applaus eines dankbaren Auditoriums.

Und wirklich: die Rede des genialen Professors war so packend, so nachdrücklich die sie begleitende Geste, daß ihm sogar der Becher in der Hand zerbrach, der seinen trockenen Lippen etwas Feuchtigkeit hätte zuführen sollen.

„Scherben bringen Glück!“ — reagierte er animiert, und ein wenig gedankensplitternd fügte er hinzu: „Große Dinge reizen oft die Tücke kleiner Objekte!“ — um jetzt mit seinem überlegenen Lächeln auf die „Hammerhand“ zurückzukommen.

Plötzlich aber verstummten die tiefgründigen Argumente des Referenten unter einer alles übertönenden Schreistimme, die da rief:

„Halt doch einisch d' Schnörre, du blöde Scheib! Weischt du pokduusig denn gar nit, wie so-es Dööpli dom-e-ne urchige Jazbrueder usgseht . . . ? — !“

Ihren scheinbar widerstrebenden Besitzer gleichsam hinter sich herzerrend, fuchtelte eine brutale gehöckerte Faust „hammerhandartig“ dem Katheder zu. Jetzt schlug sie mit einem einzigen furchtbaren Schlag den von Unsterblichkeitsgelüsten überfüllten Schädel des unnahbar lächelnden Professors in neunundneunzig gedankensplittergroße Glücksscherben, und eine grauenhafte Schicksalsstimme donnerte:

„So trumpfst me ab, du Dubel!“

Alexander Herzogenrath

*

Die Brille

Meine Tochter ist operiert worden. Blinddarm, höchste Zeit. Sie war ein wenig ängstlich, als sie aus dem Bett auf den Rollwagen gehoben wurde, Richtung Operationsaal.

„Liesel,“ sage ich und fasse ihr zur Tröstung all mein Vügentalent zusammen, „Liesel, schau, es ist nicht schlimm, fast nur ein G'spaß.“ Und blinzelte dem jungen Wärter zu. Der verstand und schnalzte mit der Zunge, wie ein Bub sein hölzern Hottehü antreibt: Hui, flog das Rollgestell die langen Gänge des Krankenhauses entlang, daß ich kaum mehr nachkam, flatterte Gelächter auf und patzte meine Tochter, wieder Göhr geworden, in die Hände, daß die Krankenschwestern sich bekrampfend, aus den Sälen schauten: „Das ist eine Sünd!“

„Nein, ein G'spaß, mein Vater hinter uns hat es gesagt.“

Da schauten sie nach mir, und ich alter Knabe nickte und erröte in meiner Lügen Maienblüte.

Als dann der goldbebrillte Herr Doktor in dem überhellten Oberlichtsaal mit seinen silberklirrenden Gewaffen anrückte, war der G'spaß freilich vorbei und Liesel wurde doch ein wenig blaß . . .

Dann lag sie still im Bett. Ich saß daneben, deckte ihre kleine Hand mit meiner großen: „Ich hatte dich belogen, Kind.“

Ihre Augen wurden rund: „Womit, Vater?“

„Mit dem — dem G'spaß.“

„Es war doch einer“, lächelte sie mit.

„War, jetzt aber —“

„— ist's noch immer einer, Vater. Denke dir, ich habe was im Leib.“

„Unfinn, herausgekommen ist etwas.“

„Und hinein. Als ich schon bernäht war, hörte ich im Erwachen den Assistenten sagen: „Herr Doktor, sie muß doch darin sein.“ „Ich mache nicht mehr auf, lassen wir sie liegen bis zum nächsten Mal.“

„Kind, du hast geträumt.“

„Wenn ich nur wüßte, was darin ist, stell dir einmal vor, es wäre —“

Sie fing zu kichern an: „Nicht, Kind, nicht, es kann das Leben kosten!“

Es kostete nicht das Leben. Sie genes. Ich zahlte beim Arzt meine Rech-

nung. Er setzte zum Quittieren an, setzte wieder ab und suchte, suchte, schlug sich endlich vor die Stirn: „Ach so.“ Auf seinem Nasenrücken glänzte errötend ein alter Brilleneindruck auf.

Das ist nun eine Weile her. Gestern traf ich meine Tochter auf dem Sofa eingeschlafen. Mit dem Leib nach unten, auf einem aufgeschlagenen Buch, das ich geschrieben hatte.

Ich muß sie wecken, es ist Arbeitszeit. „Liesel,“ sage ich ihr leise auf die Schläfe, „Liesel —“

„Ja,“ sagt sie im Schlaf, „jaa — laß mich — ich muß — ich muß lesen.“

Fritz Müller

*

D'Frau Mümpfeli

lueget scho sit em Zähni zum Zaischter use und wartet uf de Maa.

Am Elfi gaht de Nachber, de Schli-feler verbii und redt d'Frau Mümpfeli aa: „Soo soo, so spat na am Zeischter, Frau Nachber?“ „Ja,“ seit jäli, „wüßset Ehr, de Maa isch nanig dihei, i bi scho lang in Erwartig.“ „Jää soo soo,“ seit de Schli-feler, „in welem Monet, wänn me frage dörfii?“

Seit d'Frau Mümpfeli: „Bhüet mi, jää neineibitti, sit em Zähni, sit em Zähni erscht, Nachber.“

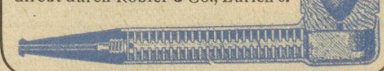
*

Als die Frau die Krankheit überstanden hatte, nahm sie den Mann in's Verhör. „Du Josef! Wenn i jetzt g'storbe wär, hetst du wieder g'hürotet?“

„Rei Bibli, i hett nomme g'hürotet. E besseri Frau käm i doch nöd über und e glichigi wett i nomme!“

Das Läuferphänomen Nurmi

raucht nicht, trinkt nicht, ist überhaupt ein Enthaltensamkeitsathlet. Aber glauben Sie's auf's Wort, wenn er eine **Kobler-Pfeife** rauchen würde, es schadete ihm nicht im geringsten. Ohne den Tabakgenuss zu schmälern, beseitigt die patentierte Inneneinrichtung der Pfeife alle herzbeschwerenden Bestandteile des Tabakrauches und macht das Rauchen durchaus bekömmlich. Machen Sie einmal einen Versuch. Wetten, Sie werden die Pfeife nie mehr mit einer anderen vertauschen! Fr. 13.50 in einschlägigen Geschäften, sonst direkt durch Kobler & Co., Zürich 6.



Verlangt die DAUERHAFTEN Bull dog KLINGEN Fr. 2.- überall